

«Sei doch mal normal!», faucht der Bub nachts im Garten den Vater an und wirkt mit der Woldecke über den Schultern wie ein verletzter kleiner Prinz im Umhang. Dem Papa zuckt der Selbstzweifel um die Augen, er ist bekifft und lauscht dem Zirpen der Grillen. «Das war schon sehr schön, gleich noch mal!» Dani Levy klatscht bei den Proben im Zürcher Schiffbau in die Hände. Nächste Woche ist es so weit: Der Filmemacher und Gelegenheits-Theatermann hält Premiere mit dem Stück «Schweizer Schönheit».

Nach den Proben braucht er neue Energie. In der Kantine kommt Gemüse auf den Teller. Der Schweizer lebt seit Jahren mit Frau und Kindern in Berlin. Zuletzt schaute er 2013 im beachteten Luzerner «Tatort» «Schmutziger Donnerstag» kritisch auf die Heimat. Man kann davon ausgehen, dass der Titel des jetzigen Stücks ironisch gemeint ist. «Eigentlich eher ambivalent», korrigiert Levy und hält die Gabel mit aufgespiesseter Kartoffel in die Luft.

Der Schauplatz von «Schweizer Schönheit» ist die fiktive vorstädtische Gemeinde «Wohlstadt», ein Paradies in Doppelhaushälften. Wohlstadt liegt in den Bergen und am See. «Hohe Zufriedenheit, Lebensqualität und eine grosse Identifizierung der Bürger mit dem Land – da ist der Titel überhaupt nicht ironisch», sagt der Regisseur, der sehr lebhaft wird, wenn es um die Arbeit geht. Aber auch wenn Levy hin und wieder Werbefilme für Schweizer Agenturen macht: Es wäre höchst untypisch, wenn sich auf einer Theaterbühne, auf der er die Fäden zieht, die Figuren einen Abend lang in wunderbarer Eintracht ergehen und herzige Schweizer Kühe streicheln würden. Mit Filmen wie «Meschugge», «Väter», «Alles auf Zucker!», «Mein Führer» oder «Das Leben ist zu lang» hat sich Levy nicht gerade für die Propaganda der heilen Ersten Welt einen Namen gemacht. So kommt er schnell auf die Kehrseiten der Schweizer Schönheit zu sprechen: «Sie stellt Ansprüche und hat einen Verhaltenskodex, der nicht zum Spass da ist.» Wer sich nicht anständig verhalte, dem könne sie ein weniger schönes Gesicht und harte, radikale Reaktionen zeigen.

Häfeli schluckt den Frust

Levy, der sich dem Leben gerne subversiv nähert, kann nicht sagen, dass er selbst ein Patriot wäre. «Stolz ist ein eigenartiges Wort, das ich mit Vorsicht anfasse. Ich mag es nicht, wie Stolz sich anfühlt.» Andersherum betrachtet wird für ihn aber ein Schuh aus der Sache mit dem Nationalgefühl: «Ich genieße im Ausland meine Sonderposition als Schweizer.» Er sei froh, auch als Jude, in der Wahlheimat Berlin kein Deutscher zu sein. Ausserdem begreift er sich in seiner Neigung zum Individualismus und zur Eigenbrötlerei als landestypisch.

Seinen alten Outdoor-Rucksack hat Levy neben den Stuhlbeinen abgelegt. Am Leib trägt der einstmalige Zirkusartist ein T-Shirt, darauf ist Marlon Brando in seiner Rolle als «Der Pate» zu sehen. Levy wirkt weder wie jemand, der sich besonders wichtig nimmt, noch wie einer, der bereits 57 Jahre alt ist. Wie Levy ist auch Balz Häfeli, der Protagonist des Stücks, mittleren Alters. Häfeli erlebt an seinem 50. Geburtstag einen Nervenzusammenbruch. Es ist ein schwarzer Tag, an dem ihm schlagartig so einiges klar wird. Jahrelang hat er Frust geschluckt und ist dabei eine dicke Wurst geworden. Die Kinder tanzen ihm auf der Nase herum, die Frau

beträgt ihn in Serie und hat, wie er plötzlich vermutet, wohl nicht einmal vor seinem Vater haltgemacht. Die Firma befördert statt ihm den Jüngeren. Levy hat das Ganze eine «fundamentalistische Komödie» genannt, weil sich die Schweizer Schönheit mit fundamentalistischer Härte an Häfeli rächt, als dieser aufhört zu funktionieren.

«Häfeli ist ein «Nebbich», wie wir im Jiddischen sagen, ein liebenswürdiger Versager», so der Regisseur, «und mit dem Stück stelle ich mich auf seine Seite.» Damit tut er etwas, das er auch in den meisten seiner Filme macht: den Versager heroisieren. Warum eigentlich? Im Wort «versagen» steckt bereits die Selbstverschuldung. Wer ver-sagt, anstatt zu bejahen, lehnt Chancen ab und tut das Erforderliche nicht. «So einer ist Häfeli, bevor er durchdreht», sagt Levy. «Das wirft ihm auch sein Vater vor, der Bürgermeister von Wohlstadt: «Du hast nichts aus deinem Leben gemacht, dabei hast du das Potenzial, und dir haben sich immer die Chancen geboten, es zu entfalten!» Warum also unternimmt Häfeli nichts? «Er will nicht», antwortet Levy schlicht.

Es gebe nun einmal Menschen, die etwas rissen im Leben, und andere, die stehenbleiben. «Das ist auch o.k. Wären wir alle gleich ehrgeizig, würden wir uns gegenseitig abmorden.» Glaubt man Levy, dann hat der klassische Versager oft deshalb etwas Heroisches an sich, weil er ein Katalysator ist für viele andere, die in der Leistungsgesellschaft

auch keine Zufriedenheit finden. In der Kunst ist das Versagen ein regelrechter Grundmythos. Und wenn Levy so über das Versagen redet, kriegt er ein bisschen den Moralischen: «Ich selbst habe ein Herz für Versager, ich fühl mich oft selber als einer.» Klingt kokett. Als ambitionierter Regisseur? «Manchmal habe ich das Gefühl, es ist sinnlos und irrelevant, Filme zu machen. Aber ich habe nichts anderes gelernt.»

Es stimme natürlich, dass er ehrgeizig sei, seine Sachen mache und sich Herausforderungen stelle. «Aber ich trage eine Wahrheitsuche mit mir herum, die sehr tief geht und die es mir schwer macht, mich zu belügen.» Er frage sich oft, ob er die Aufmerksamkeit und das Geld wert sei. Um eine eigene Midlife-Krise ist der Unruhegeist nach eigenen Angaben bisher aber herumgekommen. Die lässt er die Menschen in seinen Filmen und Stücken ausleben. «Aber natürlich geht das, was in Wohlstadt passiert, alle an, und da schliesse ich mich voll mit ein.» Das Stück dreht sich um die Frage, wie viel

Die Themen, die Levy sich vornimmt, sind oft ernst. Sein bevorzugtes Genre für ihre Abhandlung ist aber die Komödie.

sich der Einzelne erlauben dürfe und wie viel die anderen ertragen müssten. «Das Interessante an Wohlstadt und an unserer Gesellschaft ist doch, wie schwer wir die Zweifler, die Aussteiger und Querulanten ertragen. Wie schnell ist doch der soziale Frieden bedroht!», so Levy. Dann verzieht er das Gesicht und regt sich kurz über das laute Kantenpersonal auf, das ihn vom Gespräch ablenkt.

Die Themen, die Levy sich vornimmt, sind oft ernst. Sein bevorzugtes Genre für ihre Abhandlung ist aber die Komödie. Je intensiver und ehrlicher man sich mit Gefühlszuständen und Beziehungen auseinandersetzt, desto eher ist schliesslich die Basis für eine Komödie gegeben. «Oft ist es der Wiedererkennungseffekt, der die Leute lachen lässt. Den gibt es aber nur, wenn die Darstellung lebensseht ist», sagt Levy.

Mangelnde Kontrolle

Sein Protagonist Häfeli bricht nach dem schwarzen Tag der Erkenntnis im Stück zunächst aus. Rennt nackt durch den Garten, trägt Schweizer Flagge, spielt Muezzingsänge, spinnt herum. Ein Rückzug auf naives und kindliches Terrain? «Das klingt so kritisch», entgegnet Levy. «Dabei haben Kinder doch etwas sehr Gesundes in der Art, wie sie mit der Realität, dem Druck und den Zwängen spielen, die man auf sie ausübt.» Häfeli nutzt den Freiraum, der ihm in einem freien Land eigentlich zusteht. Doch er stösst erstaunlich schnell an die Grenzen der anderen, die ihn schliesslich beseitigen wollen.

Die Rache der Schweizer Schönheit am dysfunktionalen Häfeli spielt sich auf mehreren Ebenen ab. Da wäre die schöne, scheinbar heile Familie des Nachbarn. Der Mann ist der dynamische Aufsteiger, der Häfeli im Job überholt «und der politisch einer Partei angehört, die wir nicht näher benennen wollen». Er weiss, dass heute weder im Beruf noch in der Politik Betonköpfe gefragt sind, «also ist er modern, beweglich und charmant», charakterisiert ihn sein Macher.

Neben dem SVP-Nachbarn ist Häfeli nymphomanische Gattin eine weitere Verkörperung der Schweizer Schönheit. Mit ihrer Wirkung auf Männer ist sie allerdings nicht glücklich. Sie geht aus Ehefrust fremd. Bis sich das Stück zu einer Remarriage-Comedy entwickelt: Die Entdeckung der Unberechenbarkeit verleiht Häfeli eine neue Attraktivität. «Er nimmt die Fäden, die er verloren hat, wieder in die Hand», sagt Levy. Mittlerweile sitzt er vor einem blitzblank aufgeputzten Teller.

Anstoss erregen wie Häfeli, das entspricht Levys Kunstverständnis. «Kunst soll stören und darf Bestehendes zerschlagen», sagt der gebürtige Basler bestimmt. «Dieser schmerzhafteste Prozess reizt mich oft mehr, als einen Konsens zu schaffen.» Als Regisseur, der vom Film kommt, steht Levy leicht skeptisch vor der Theaterbühne. «Manchmal empfinde ich Theater als sehr hermetisch, und dann langweilt es mich», sagt er. Was ihm bei der Theaterarbeit ausserdem fehlt, ist eine finale Kontrolle über das Werk wie beim Film. «Beim Theater probst du und kommst an einen Punkt, wo du denkst: Jetzt haben wir es! Ein paar Wochen später ist es einfach wieder weg.» Levy kratzt sich am Kopf. «Aber am Theater ist natürlich gerade das Live-Erlebnis toll.» Ob er mal wieder einen «Tatort» macht, weiss er noch nicht. Kommenden Sommer wird er zunächst in Schweizer Koproduktion die Familienkomödie «Der kleine Diktator» drehen. Eine echte Tragikomödie, wie er verspricht.

Dani Levy, Regisseur

Bekannt wurde der 1957 in Basel Geborene 1984 als schwuler Koch in der TV-Serie «Motel». Mit «Du mich auch» und «Was on Mars» schuf er sich einen Namen als Film-Regisseur. Sein Stück «Schweizer Schönheit» wird am 20. Februar am Schauspielhaus Zürich uraufgeführt.



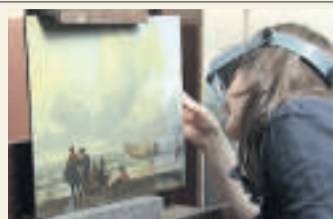
Im Theater wie im Film zu Hause: Regisseur Dani Levy, 57. (Zürich, 15. Januar 2015)

Der aus Basel stammende Regisseur Dani Levy wurde mit Filmkomödien wie «Alles auf Zucker» berühmt. Jetzt inszeniert er am Schauspielhaus Zürich sein Theaterstück «Schweizer Schönheit». **Von Claudia Schumacher**

«Kunst darf Bestehendes zerschlagen»

Tipps der Redaktion

Kino



Präzisionsarbeit am Bild.

National Gallery F/USA/GB
180 Min. Regie: F. Wiseman.

Dokfilm-Doyen Frederick Wiseman legt ein weiteres Institutionen-Porträt vor. Wir tauchen ein in die leere National Gallery in London, treffen auf eine Führerin, die ihre Zuhörer ins Mittelalter versetzt, sind bei einem Kurs für Blinde dabei oder wenn der Verwaltungsrat diskutiert, ob man das Museum angesichts von Budgetkürzungen für Wohltätigkeitsveranstaltungen öffnen soll. Die Zeit vergeht wie im Flug, und man wundert sich, wie Wiseman es schafft, dass die Leute die Kamera vergessen und eine Institution sich wie von selbst präsentiert. (cj.)

Qu'est-ce qu'on a fait au Bon Dieu? F 97 Min. Mit Ch. Clavier.

Der stolze Gaullist Claude (Christian Clavier) hat vier Töchter, die zu seinem Leidwesen keine Franzosen heiraten. Seine Schwiegertöchter sind ein Jude, ein Muslim

und ein buddhistischer Chinese, und nun will die jüngste zwar endlich einen Katholiken heiraten, aber einen aus Afrika. Regisseur de Chauveron mokiert sich in seiner wunderbar doppelbödigen und sehr unterhaltsamen Komödie über alltäglichen Rassismus im Bürgertum. Bereits über 500 000 Zuschauer in der Schweiz. (cj.)

Foxcatcher USA 134 Min. Regie: Bennett Miller Mit Steve Carell.

Bennett Miller hat ein Fait divers meisterhaft als psychologischen Thriller verfilmt: 1987 lässt sich der Olympiasieger im Ringen Mark Schultz (Channing Tatum) vom Milliardär John Du Pont (Steve Carell) anheuern, um auf dessen Anwesen das US-Nationalteam für die Olympischen Spiele fit zu machen. Doch Du Pont schüchtert Schultz immer mehr ein und ersetzt ihn durch dessen Bruder. Als die beiden sich wehren, kommt es zur Tragödie. Spannend, magistral inszeniert. (cj.)

The Imitation Game UK/USA 114 Min. Morten Tyldum.

1939 rekrutiert der britische Geheimdienst Wissenschaftler. Sie sollen den deutschen Militärcode Enigma knacken, mit dem die Nazis Truppenbewegungen kommunizieren. Dem besessen ans Werk gehenden Mathematiker

Alan Turing (Cumberbatch) gelingt dies, die Ehrungen bleiben ihm aber versagt, weil er schwul ist. Das in Brautönen gehaltene Drama lebt von den herausragenden Schauspielleistungen, vor allem von Benedict Cumberbatch. (cj.)

Wild USA 115 Min. Regie: Jean-Marc Vallée. Mit R. Witherspoon.

Nach dem Tod ihrer Mutter (Laura Dern) begibt sich Sheryl auf einen Selbstfindungstrip, der sie auf dem Pacific Crest Trail von der mexikanischen Grenze der US-Westküste entlang bis nach Kanada und vor allem zu sich selbst führt. Reese Witherspoon verkörpert die Kämpferin ausdruckstark, Regisseur Jean-Marc Vallée flieht elegant Rückblenden ein. (cj.)



Reese Witherspoon als Cheryl.

Musik und Theater

Theater. Brauchst du mich noch? Schauspielhaus Zürich, 19. 2., 19.30 Uhr. Premiere.

Jugendarbeitslosigkeit, steigendes Rentenalter: Wer wird noch gebraucht? Klaus Brömmelmeier und Sibylle Burkart haben recherchiert. Mit Autorin Eva Rottmann, Pianist Thomas Rabenschlag und Laiendarstellern erarbeiten sie einen Theaterabend zum Thema. (ruf.)

Punk-Kabarett. The Tiger Lillies. Kaserne Basel, 19. 2., 20 Uhr (Türen).

Das 1989 gegründete britische Trio um Singer-Songwriter Martyn Jacques ist Kult. Auf dem neuen Album «A Dream Turns Sour» pflegt es seinen schrillen Stil in der Brecht/Weil-Nachfolge: Aus Falsettgesang, Akkor-



The Tiger Lillies sind Kult.

deon, Drums, singender Säge und Piano ergeben sich Variété, Kabarett, Punk und Gypsy. (ruf.)

Oper. Bohuslav Martinů: Juliette. Opernhaus Zürich, 17. 2., 20 Uhr.

Michel, ein Buchhändler aus Paris, sieht in einer französischen Hafenstadt von weitem eine junge Frau. Sie verfolgt ihn bis in seine Träume, doch als er drei Jahre später an den Ort zurückkehrt, hat dieser sich auf rätselhafte Weise verändert, und Michel verliert sich in

einer surrealen Welt ohne Vergangenheit. Opernhaus-Intendant Andreas Homoki hat Martinůs 1938 in Prag uraufgeführte Oper «Juliette» nach dem gleichnamigen Stück von Georges Neveux neu inszeniert. Fabio Luisi dirigiert, Annette Dasch singt die Titelrolle, Joseph Kaiser den Michel. (pap.)

Filmmusik. Ennio Morricone. «My Life in Music»-Tour. Hallenstadion Zürich, 17. 2., 20 Uhr.

Der 1928 in Trastevere geborene Komponist und Dirigent Ennio Morricone hat die Musik zu über 500 Filmen komponiert. 2007 erhielt er einen Oscar für sein Lebenswerk. Am bekanntesten wurde er im Genre des Italo-Westerns. Wie erstmals vor einem Jahr reist er erneut mit grossem Orchester nach Zürich. (pap.)

Ausstellungen

Vera Molnar. Haus Konstruktiv, Zürich, bis 10. 5.

Die 1924 in Budapest geborene und seit 1947 in Paris lebende Künstlerin gilt als eine Pionierin der Computerkunst. Rund 80 Werke sind hier zu einer Retrospektive gefügt. Der Parcours umfasst frühe Handzeichnungen, Plotterzeichnungen aus den späten 1960er Jahren sowie eine neu entstandene Installation. Kalkül und Sinnlichkeit finden bei Molnar zusammen. (zss.)



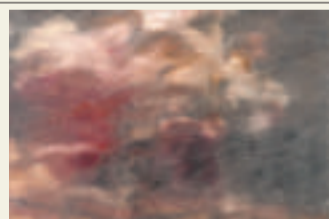
Vera Molnar, «9 rote Quadrate».

PC / Political correctness? Kunsthalle Palazzo, Liestal, bis 15. 3.

Eigentlich verträgt sich die sogenannte «political correctness» schlecht mit Kunst, die sich nicht vorschreiben lassen möchte, was erlaubt ist. Die Kunsthalle Palazzo macht dennoch einen Anlauf, mit einem Fragezeichen gesellschaftlich engagierte Positionen zu zeigen. Thomas Hirschhorn ist mit einer Collage ebenso dabei wie Sylvie Fleury mit ihren ballernden Motorradfahrerinnen. (zss.)

Cézanne bis Richter. Kunstmuseum Basel, bis 21. 2. 2016.

Das Kunstmuseum hat gerade seine Tore für die Erweiterung geschlossen, da ist es bereits wieder präsent: In der Dépendance am Rhein, dem Museum für Gegenwartskunst, hat Direktor Mendes Bürgi eine Auswahl von 70 Werken eingerichtet, die die Entwicklung der europäischen Malerei vom Impressionismus bis



G. Richter, «Verkündigung».

zu Gerhard Richters «Verkündigung nach Tizian» (1973) aufzeigen. Meisterwerke in Fülle. (gm.)

Lutz & Guggisberg im Bellpark. Museum im Bellpark, Kriens, bis 22. 2.

Andres Lutz und Anders Guggisberg arbeiten seit über 15 Jahren zusammen. Ihr vielschichtiges Werk schliesst eine Fülle von Medien ein. Skulptur, Installation, Video und neuerdings Malerei variieren und verbinden Motive. Für die Räume der ehemaligen Villa haben sie eine Präsentation mit vielen neuen Werken entworfen. (zss.)

Buch

Schweben, stürzen

Julian Barnes: Lebensstufen. Deutsch von Gertraude Krueger. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2015. 143 S., Fr. 25.90.

Dies ist ein seltsames Buch – und eines der schönsten, die der Brit Julian Barnes je geschrieben hat. Es ist keiner Gattung zuzuordnen. Funkelnder Essay, historische Phantasie, Trauerarbeit, schmerzliche Selbsterkundung: Das alles kommt hier zusammen. Barnes erzählt mit Blick fürs pittoreske Detail von der Entwicklung der Ballonfahrt. Den Abenteuerer Colonel Fred Burnaby und den Fotografen Nadar lässt er in die Lüfte aufsteigen. Sodann schildert er die Liebe eines englischen Offiziers zur französischen Schauspielerin Sarah Bernhardt. Im dritten Teil aber spricht er vom Tod seiner Frau, der Literaturagentin Pat Kavanagh, die 2008 wenige Wochen nach der ersten Diagnose an einem Hirntumor starb. Illusionslos beobachtet Barnes sein Leben als Witwer. Jedes der drei Kapitel hebt mit einer Variation des gleichen Satzes an: «Man bringt zwei Dinge zusammen, die vorher nicht zusammengebracht wurden.» Betroffen merken wir: Was Barnes in den ersten beiden Teilen des Buchs an kulturgeschichtlichen Kuriositäten ausgebreitet hat, besitzt seinen exakten poetischen Ort in der Komposition des Ganzen. Schweben, fliegen, stürzen: Das sind Metaphern für die dreissig Jahre umspannende Geschichte mit seiner Lebensgefährtin. Als sie gestorben war, dachte er an Selbstmord. Dann hat er dieses Buch geschrieben. (pap.)

Blues

Der Rebell bleibt sich treu

Otis Taylor: Hey Joe Opus Red Meat. In-Akustik/Musikvertrieb.

Der 1948 in Chicago geborene, in Denver aufgewachsene Gitarrist und Sänger Otis Taylor war schon immer ein Original und ein Querkopf. Ein Grenzgänger zwischen Blues, Folk, Jazz und psychedelischem Rock. Ein Rebell, der gegen die Rassendiskriminierung kämpfte und nach seinen afrikanischen Wurzeln suchte, ohne deshalb zum Traditionalisten zu werden. Auf seiner neuen CD spielt er alle seine Stärken aus. Sie ist ein Konzeptalbum, das man als Ganzes hören sollte. Zwei sehr unterschiedliche, weit ausgreifende Versionen des Klassikers «Hey Joe» von Billy Roberts, den Jimi Hendrix berühmt machte, werden konterkariert durch das dreiteilige Instrumentalstück «Sunday Morning». Tief in den Keller geht es mit dem stampfenden Blues «The Heart is a Muscle» und dem wunderbaren Country-Swing «Red Meat». Die Instrumentierung ist bisweilen spartanisch, bisweilen verblüffend – so wenn Anne Harris an der Violine, Ron Miles am Flügelhorn und Warren Haynes an der Gitarre mittun. Immer aber überzeugen die Arrangements. Wenn das strapazierte Wort «dringlich» einmal am Platz ist, dann hier:



Otis Taylor 2014 in Las Vegas.



Drei Freunde im walisischen Kohlerevier

Zu dritt ist man stärker als allein. Also schiebt das Mädchen Puppe und Teddy durch die menschenleere Landschaft. Bruce Davidson hat das Bild 1965 im walisischen Kohlerevier gemacht. Er hatte für ein

Kein Stück auf diesem dichten Album wirkt zufällig, nichts ist nur obenhin gespielt. Man muss sich einleben in diese Klangwelten. Aber wenn man einmal in ihnen drin ist, will man gar nicht mehr hinaus – zumal auch die Aufnahmequalität geradezu exorbitant gut ist. (pap.)

Jugendroman

Pffiffiger Kerl

Meme McDonald und Boori Monty Pryor: Njunjul. Deutsch von Barbara Brennwald. Baobab Books, Basel 2014. 144 S., Fr. 24.80 (ab 14 Jahren).

Allem voran ist die Geschichte von Njunjul ein starkes Stück Jugendliteratur. Wie der 16-Jährige in die Grossstadt zieht und dort mit vielem kämpft, bis er einen eigenen Weg findet, wie er nicht aus noch ein weiss ob all der Meinungen und Versprechen um ihn herum, ehe er merkt, dass er aus sich heraus entscheiden muss (und kann!), dieser Wandel ist ein toller Kontrapunkt zu modischen So-what-Monologen durchgeknallter Kerle. Darüber hinaus bieten die Dramaturgin Meme McDonald und der Pädagoge Boori Monty Pryor, die beide je allein und gemeinsam schreibend in Australien erfolgreich sind, noch mehr: Sie geben einen hautnahen Einblick in die Erfahrungswelt dortiger Ureinwohner. Aus dem Armutsgebiet «Happy Valley», das er grinsend «Himmeltraurigal» nennt, kommt Njun-

jul nach Sydney. Die Möglichkeiten der Metropole überfordern ihn, aber existenzieller ist die Frage, ob er Herkunft und Zukunft austarieren kann. Das Autorenteam, der Schwarze und die Weisse, verbindet die je eigenen Erfahrungswelten gekonnt; zur Geschichte eines scheinbar Chancenlosen, vor allem aber zu einer Selbstfindung, die überraschend universell ist und die auch in der deutschen Fassung von Barbara Brennwald mit komischen Momenten brilliert. Hans ten Doornkaat

Kino

Paranoia kann so witzig sein

Inherent Vice. USA, 148 Min. Regie: Paul Thomas Anderson. Mit Joaquin Phoenix, Josh Brolin.

Welch ein Vergnügen! Paul Thomas Anderson hat «Inherent Vice» kongenial verfilmt, den zugänglichsten Roman des grossen amerikanischen Paranoia-Literaten Thomas Pynchon. Auf der Leinwand werden die vielen Figuren lebendig, es knistert, und die Atmosphäre im Los Angeles von 1970 wird greifbar. Es hilft, das Buch zu kennen – oder zumindest zu wissen, dass die Hauptfigur am Ende dieses in warmes Licht getauchten Film noir keinen grossen Plan aufdeckt, sondern vieles im Dunkeln bleibt. Also entspannen, nicht zu viel denken und geniessen! Der dauerbekifft Hottie und Privatdetektiv Doc Sportello